

Wie ich zu Schopenhauer kam.

Von Paul Deussen (Kiel).

Dem Mann, der mir ein Vater war, und mehr,
Deß Genius nach der Kindheit Dämmerungen
Mir aufging als die Sonne meines Lebens,
Die Welt mir zu erhellen und zu deuten, —
Der uns, was uns durch Forschung war entrissen,
Durch Forschung wiedergab — Religion! —,
Der fest beharrend, einer Welt zum Trotze,
An dem, was er für wahr und recht erkannt,
Auch als Charakter unerreichbar groß
Und vorbildlich, — ihm ist dies Blatt geweiht.

Persönlich habe ich ihn nicht gekannt, und hätte ihn doch kennen können. Denn als mich September 1859 mein Vater aus dem Pfarrhause auf dem Westerwald auf dem damals üblichen Umwege über Koblenz, Mainz und Frankfurt nach Schulpforta brachte, da lebte ja in Frankfurt noch der große philosophische Genius seines Jahrhunderts; aber mein Vater dachte nicht daran, mich ihm, wie andere Väter ihre Söhne, zuzuführen, vermutlich, weil er, als einfacher Landpastor, den Namen Schopenhauers nie gehört hatte. (Er hat ihn später noch sehr oft und nicht ungerne gehört.) Auch in Schulpforta klang dieser Name selten und ohne Verständnis an mein Ohr, und in den täglichen vertrauten Gesprächen, die ich mit Nietzsche in Pforta und während unserer gemeinsamen Bonner Studentenzeite über alle möglichen Gegenstände der Wissenschaft und Literatur führte, wurde, soweit ich mich erinnere, Schopenhauer nie erwähnt.

Weiter aber geschah es, daß Nietzsche mir aus Leipzig etwa Folgendes schrieb: „Einen Philosophen mußt Du lesen, ihn selbst, jede Zeile von ihm, aber nichts über ihn, keine Zeile über ihn, — er heißt Arthur Schopenhauer!“ — Diesem kräftigen Appell nachzukommen, gab mir das einsam-arbeitsame Jahr Gelegenheit, welches ich von Ostern 1868 bis Ostern 1869 im Elternhause mit Ausarbeitung meiner Dissertation und Vorbereitungen zum Doktor- und Staatsexamen verbrachte. Ich verschaffte mir „Die Welt als Wille und Vorstellung“, dasselbe Exemplar, welches ich noch heute besitze und wert halte, weil an seinen Blättern ein Hauch jener ersten Begeisterung und Liebe haftet, und weil an sein Studium eine der merkwürdigsten Wendungen meines Lebens sich knüpft. — Zuerst freilich war dies noch keineswegs der Fall. Ich las den ersten Band durch, wie man einen Roman liest, war entzückt von der Klarheit und Schönheit der Darstellung, von dem Reichtum neuer, großer Gedanken, von den Aufschlüssen, welche der dritte Teil über das Wesen des Schönen in Natur und Kunst darbot, und noch erinnere ich mich, wie ich am 26. November 1868 einen Morgenspaziergang durch die sonnebeglänzten und schon schneebehangenen Tannenwälder meiner Heimat machte und mich prüfte, ob auch ich zur willensfreien ästhetischen Kontemplation die Fähigkeit in mir spürte. Aber was die drei ersten Teile bei mir gewonnen hatten, das verdarb der vierte. Die Verneinung des Willens zum Leben erschien mir so grau, öde und trostlos, daß ich mich gern anderen Beschäftigungen zuwandte und froh war, die Erinnerung an Schopenhauer wie einen bangen, schweren Traum von mir abzuschütteln. — Mein Weg führte mich Ostern 1869 als jungen Lehrer für zwei Jahre an das Gymnasium zu Minden, und hier fühlte ich mich, ungeachtet des Zwanges der Amtsgeschäfte, nach glücklich bestandenen Examinibus zum ersten Male seit langer Zeit frei, und ging mit mir zu Rate, wie ich diese Freiheit am besten benutzen würde. Wohl lockten

mich Platon und Aristoteles zu mancher wissenschaftlichen Untersuchung, wohl fühlte ich in mir die Neigung, durch gediegene Arbeiten Anerkennung und Ansehen bei den Menschen zu gewinnen, aber wichtiger als alles dieses war mir etwas anderes. Ich will, so sagte ich mir, vor allem ins klare kommen über die Fragen, welche jedem denkenden Wesen die wichtigsten sein müssen, ich will die Wahrheit finden, soweit eine solche den Menschen zu erkennen vergönnt ist.

Ich richtete mein Augenmerk auf die Philosophen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Sie wiesen alle auf Kant zurück, knüpften in dem einen oder anderen Sinne an ihn an. So wurde ich inne, daß jeder, der ernstlich philosophieren will, von Kant ausgehen muß, denn er hat etwas in die Welt gerückt, woran niemand, mag er es annehmen oder ablehnen, ungestraft vorbeigehen kann. Jetzt nahm ich die „Kritik der reinen Vernunft“ zur Hand und arbeitete mich in sie hinein. Hierbei aber war die Erinnerung an jene erste Bekanntschaft mit Schopenhauer stark genug, um auf Schritt und Tritt mir die Erkenntnis aufzudrängen, daß alle die Schwierigkeiten und Dunkelheiten, an deren Hebung Kant sich mühsam abarbeitete, durch Schopenhauer mit siegender Klarheit bewältigt waren. Ohne Kant aus den Augen zu lassen, nahm ich nun wieder Schopenhauer zur Hand, las und exzerpierte die „vierfache Wurzel“, las sodann den ersten Teil des Hauptwerkes zunächst für sich, dann nochmals in Verbindung mit dem zweiten Teile, dem „Willen in der Natur“, der „Ethik“ und den „Parergis“; jede freie Minute des Tages und die halbe Nacht war Schopenhauers Werken gewidmet, sie waren mein letzter Gedanke, wenn ich einschlief, und mein erster, wenn ich wieder erwachte. Jeden, dessen ich habhaft werden konnte, plagte ich mit diesen Gedanken, mochte er fähig sein, sie aufzunehmen oder nicht. Heißes Verlangen empfand ich, ein Bild Schopenhauers zu sehen. Ich erhielt es und erschrak über diese vergrämten Züge, welche die Teilnahmlosigkeit

der Zeitgenossen diesem edeln Angesichte eingegraben hat; jetzt verstand ich und ertrug das unaufhörliche Schelten Schopenhauers auf seine Zeit; ich befestigte das Bild an der sichtbarsten Stelle meines Zimmers, nachdem ich darunter geschrieben hatte: *aetatis suae aeternum opprobrium*. Inzwischen rückte die Zeit heran, wo ich ein altes, den Eltern gegebenes Versprechen einlösen mußte, auch noch das theologische Examen pro licentia concionandi zu bestehen. Der Theologie war ich gram geworden, aber die Bibel hatte ich von jeher in den Grundsprachen gern studiert. Jetzt nahm ich sie wieder vor, und Bibel und Schopenhauer, Schopenhauer und Bibel waren meine tägliche Nahrung. Ihrem Studium gab ich mich, während draußen der Kriegslärm von 1870 tobte, mit voller Seele hin. Die Religion, welche mir durch historische und naturwissenschaftliche Kritik abhanden gekommen war, wurde mir durch Schopenhauer wiedergegeben, und als ich in Marburg, an dessen Gymnasium ich Ostern 1871 übergesiedelt war, mich zum theologischen Examen stellte, da wagte ich es in meiner Eingabe an die theologische Fakultät, vor welcher das Examen abzulegen war, meinen Standpunkt offen darzulegen und Schopenhauer für den *philosophus christianissimus* zu erklären. In der Dogmatik bestand ich, indem ich die Theorien der altlutherischen Dogmatiker auf den festen Grund der Schopenhauerschen Weltanschauung projizierte, und in dem Examen über Ethik stellte ich den Satz auf: *Ethica non praescribit sed describit*, und fand damit volle Billigung. Es war mir zur festen Überzeugung geworden und ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben, daß die Lehren des Apostels Paulus von dem alten Adam in uns, der durch die Wiedergeburt zu dem Christus in uns umgeschaffen wird, nach Abstreifung der mythischen Hülle, identisch sind mit Schopenhauers Lehre von der Bejahung des Willens zum Leben und seiner Wendung zur Verneinung. So wenig wir auch das Reich der Verneinung, dem wir entgegehen, mit empirischen Farben als Himmel-

reich ausmalen werden, so ist doch gewiß, daß alle echte Gerechtigkeit, Liebe und Entsagung, aller Heroismus, alle Treue im Berufe wie im Leben, mit einem Worte, alles Große und Edle in der Welt auf dem beruht, was Schopenhauer (nach Jesu Vorgange) bescheidenerweise die Verneinung nennt, welche uns über diese Welt der bloßen Erscheinung, über dieses arme, hinfällige Leben unserm wahren, ewigen, göttlichen Sein entgegenführt, so sehr uns auch dieses Ziel alles moralischen Strebens verborgen bleibt und, um der Reinheit des moralischen Handelns willen, verborgen bleiben mußte.

Nachdem diese Gedanken in mir Leben gewonnen und meinem Dasein einen ganz neuen Inhalt gegeben hatten, war es meine heißeste Sehnsucht, dasjenige, was mich selbst beseligte, von würdiger Stätte aus auch andern mitzuteilen. Dieser Wunsch sollte schneller in Erfüllung gehen, als ich wagen durfte zu hoffen. Einer durch Nietzsches Vermittelung an mich gelangten Aufforderung, als Erzieher in eine russische Familie einzutreten, leistete ich im Oktober 1872 Folge, und in dieser Stellung, die mich vom Gymnasium losriß und mich aus dem engen Dasein in einer deutschen Kleinstadt nach Genf in das glänzende Leben eines internationalen Kreises verpflanzte, gab mir schon im zweiten Jahre meiner Erzieherstellung Gelegenheit und Muße genug, um als Privatdozent der Universität Genf die Gedanken, welche das Glück meines Lebens ausmachten, zum ersten Male, seltsamerweise in französischer Sprache, vor einem Dutzend treuer Zuhörer darzulegen. Ein kurzes Resümee pflegte ich am Ende jeder Stunde meinen Schülern und Schülerinnen in die Feder zu diktieren. Zugleich begründete ich, als erster an der Genfer Universität, das Studium des Sanskrit, und hier verflochten sich die Lust an der indischen Sprache und Kultur und die immer höher sich steigernde Freude an der Philosophie zu dem Lebensplane, die Philosophie der Inder in urkundlicher Weise

und mit vollem Verständnis für ihre Tiefen der abendländischen Welt zugänglich zu machen, einem Plane, den ich 35 Jahre hindurch treu festgehalten und glücklich zu Ende geführt habe. Inzwischen hatte der Wille des Vaters meines Zöglings uns nach Aachen geworfen, wo ich nun Gelegenheit fand, als Privatdozent der technischen Hochschule meine philosophischen Überzeugungen auch einmal in deutscher Sprache vorzutragen. Mehr als dreihundert Zuhörer strömten zusammen, teils aus Wissensdrang, teils wohl auch aus Neugierde, und um auch die letzteren festzuhalten, scheute ich keine Anstrengung. Tagelang überdachte ich den Stoff jeder Vorlesung, wodurch er sich immer mehr klärte, trug ihn in abgerundeten Bildern meinen Zuhörern vor, und da ein Diktieren, wie in Genf, hier nicht wohl anging, schrieb ich nach jeder Vorlesung den Hauptinhalt derselben in möglichst kurzer Form nieder und verteilte die einzelnen gedruckten Bogen, so wie sie erschienen, an meine Zuhörer. So entstanden, nicht gemacht sondern geworden, die „Elemente der Metaphysik“, ein Buch, welches seitdem das Programm meiner Lehrtätigkeit an den Universitäten Berlin und Kiel geworden und geblieben ist.

Die wiederholte Anregung aus Freundeskreisen veranlaßte mich vor drei Monaten, zur Gründung unserer Schopenhauer-Gesellschaft aufzufordern, nicht um einer einseitigen Propaganda zu dienen, sondern, wie der Aufruf besagt, „um in gemeinsamem Gedankenaustausch eine Verständigung über die Probleme zu suchen, welche Schopenhauers Lehre in so reichem Maße dem denkenden Menschengenoste aufgibt“. Kant und Schopenhauer sind und bleiben unsere Lehrer, nicht in dem Sinne, daß wir auf ihre Worte schwören, sondern sofern wir von ihnen in noch weiterem Sinne bekennen, was Schopenhauer von Kant sagt, daß sie den Nebel, der vorher auf unsern Augen lag, weggenommen haben, so daß wir die Natur selbst, die innere wie die äußere, als unsere Lehrmeisterin betrachten und mit empfänglichem,

nicht mehr durch Vorurteile getrübttem Geiste ihre Offenbarungen vernehmen. Diese geistige Freiheit gegenüber allen Traditionen, welche Schopenhauers Genius in weiten und immer weiteren Kreisen unseres Vaterlandes und darüber hinaus verbreitet hat, wird sich auch in den Beiträgen zu unsern Jahrbüchern kundgeben. Neben dem Vortrefflichsten wird auch manches Unfertige, Unabgeklärte zutage treten, aber es fehlt nicht in unserer Kreise an erfahrenen, maßvollen Kräften, welche dem jugendlichen Sturm und Drang, den Schopenhauers Lehre bei der ersten Bekanntschaft so leicht aufregt, entgegentreten und zum Ausbau einer gesunden, den Forderungen der Wissenschaft wie dem religiösen Bedürfnisse gleich sehr gerecht werdenden Weltanschauung der Zukunft das ihrige beitragen werden.

